

Shatterhand im Tal der Götter

**Eine Erzählung
aus dem Wilden Westen
nach Motiven und Texten
von Karl May**

von Arno Brijoux



2026

**Shatterhand im Tal der Götter
nach Motiven und Texten von Karl May**

Arno Brijoux (Autor)

»Käpt'n Jonathans Literaturwerkstatt e.V.« (Verlag)

Kontakt und Bestellungen:

Kaepn-Jonathans-Literaturwerkstatt@gmx.de

2. vollständig überarbeitete Auflage, Lünen, Oktober 2026

Printed in Germany

by WIRmachenDRUCK GmbH, Backnang

ISBN 978-3-982-681-01-6

Lektorat: Tobias Walther und Arno Brijoux/ChatGPT

Korrektorat: Elke Brijoux und Arno Brijoux/ChatGPT

Druckmanagement: Martin Schulz

Titelbild: Digitalkomposition von Arno Brijoux

Layoutunterstützung: Günter Krause und Nico Diener

enokh a-ni

(Tonkawa: ich danke dir)

shi árt

(Apache: meine Gattin)

INHALT

Vorwort	11
1. Einleitung	13
2. Lehrjahre im Wilden Westen	15
3. In der Todeswüste	19
4. Die Pfahlmänner	29
5. Sprachstudien	37
6. Feuerstern	41
7. Ein Ölbrand	63
8. Nach Norden.....	87
9. Tramps.....	91
10. Die Verfolgung.....	111
11. Die Mormonenstadt.....	121
12. Am Kai-p'a.....	129
13. Die Belagerung.....	151
14. Auf Leben und Tod	175
15. Die verkehrten Toasts.....	193
16. Ein Präriebrand.....	213
17. Drolls Erzählung.....	227
18. Mutterliebe	241
19. Der weiße Grizzly	273
20. Sir Emery Bothwell	299
21. Emerys Abenteuer	305
22. Wieder entkommen!	353
23. Im Tal der Götter	361
24. Am Goldsee.....	383
25. Lisa	399
26. Das Ende des roten Olbers	425
Nachwort, Quellenangaben und Vermerke	453

Vorwort

Zu meiner großen Freude wurde dieses Buch häufiger verkauft als ich es mir erhofft hatte. Freundlicherweise wurden mir Anmerkungen zum Text, zum Layout und zum Titelbild gemacht. Ich habe sie gerne aufgenommen und hoffe, mich jetzt noch etwas mehr dem Karl-May-Stil angepasst zu haben. An dieser Stelle den aufmerksamen Lesern meinen herzlichsten Dank.

Buchform und -titel wurden angepasst, damit Rechte des Karl-May-Verlages nicht verletzt werden.

Im Folgenden habe ich das Vorwort zur ersten Auflage aufgeführt:

Nach wie vor werden die Reiseerzählungen von Karl May gerne gelesen. Mittlerweile gibt es 96 Bände im Karl-May-Verlag. Darüber hinaus bietet der Verlag weitere Sach- und Abenteuergeschichten an, die in unmittelbarem Zusammenhang mit den Reiseerzählungen stehen. Aber auch andere Verlage bringen ganze Serien (der Marheinecke-Verlag sei hier stellvertretend genannt) oder auch einzelne Bücher mit den Karl-May-Protagonisten heraus.

Aus meiner Sicht sind die Versuche, die Reiseerzählungen Karl Mays zu ‚vervollständigen‘, am interessantesten, wie es zum Beispiel der Karl-May-Verlag mit dem Buch ‚Allah il Allah!‘ vorgemacht hat. Hier wurden zwei Episoden aus dem Münchmeyer-Roman ‚Deutsche Herzen, deutsche Helden‘ so umgearbeitet, dass sie die Zeitlücke zwischen den Wüstenabenteuern und dem Eintreffen in Kairo aus dem Band ‚Durch die Wüste‘ schlüssig schließen. Karl May selbst hat ja auch etliche Kurzgeschichten in seine späteren Reiseerzählungen eingearbeitet. In der Regel hat er dabei die Texte nicht nur angepasst, sondern auch veredelt. So entstand aus einem wilden, skalpierenden Indianer namens Winnetou erst der edle rote Gentleman.

‚Vervollständigen‘ soll aber nicht nur unter dem zeitlichen Aspekt gesehen werden. Aus Karl Mays Feder gab es keine Fortsetzung des Bandes ‚Am Jenseits‘. Franz Kandolf hat diese Lücke ‚maysterlich‘ mit dem Band ‚In Mekka‘ geschlossen. Otto Eicke und Heinz Grill wiederum präsentieren beide eine gelungene nicht symbolhafte Fortsetzung der Erzählung ‚Bei den Trümmern von Babylon‘. Und noch ein Aspekt des ‚Vervollständigens‘ soll

betrachtet werden. Einige Figuren in Mays Gesamtwerk sind einfach da. Offen bleibt, wann und wo Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsis sie kennengelernt hat. Dies gilt sogar für Hadschi Halef Omar, neben Kara Ben Nemsis die wichtigste Figur der zahlreichen Orientromane. Dieses Thema hat Jörg Kastner in seinem Band ‚Hadschi Halef Omar‘ hervorragend behandelt.

Auf der Basis dieser Überlegungen ist das vorliegende Buch entstanden.

Am Anfang von ‚Winnetou II‘ erwähnt Karl May eine längere Zeitspanne aus Old Shatterhands frühen Westjahren nur in knapper Form. Über mehrere Monate, in denen Winnetou und sein Blutsbruder getrennte Wege gingen, erfahren wir nur wenig. Gerade diese erzählerische Lücke bietet Raum für Abenteuer, die sich in den bekannten Lebensweg Old Shatterhands einfügen lassen, ohne die von Karl May geschilderten Ereignisse grundsätzlich zu verändern.

Diese Zeit habe ich genutzt, um Old Shatterhand mit mehreren Personen zusammentreffen zu lassen, die in späteren Reiseerzählungen bereits als alte Bekannte erscheinen, ohne dass ausführlich erzählt wird, wann und unter welchen Umständen diese Bekanntschaften entstanden sind. Dazu gehören unter anderem Sir Emery Bothwell, Tante Droll sowie Dick Hammerdull und Pitt Holbers. Auch einzelne Abenteuer, die Karl May an anderer Stelle nur andeutet, werden hier ausführlicher erzählt.

Wie Karl May selbst bei der späteren Bearbeitung seiner Werke habe auch ich Motive und Passagen aus älteren Erzählungen und aus den Münchmeyer-Romanen aufgegriffen, miteinander verbunden und an den neuen Zusammenhang angepasst. Das vorliegende Buch versteht sich deshalb nicht als Versuch, Karl May zu ersetzen, sondern als Verbeugung vor seiner Abenteuerwelt und als Ausgestaltung einer Stelle, die er selbst weitgehend offenließ.

Arno Brijoux, im August 2026

1. Einleitung

Vielen meiner lieben Leser wird aufgefallen sein, dass ich zu Beginn von ‚Winnetou II‘ eine längere Reise durch den Wilden Westen nur mit wenigen Worten erwähnt habe. Zwischen einer zeitweiligen Trennung von meinem Blutsbruder Winnetou und meiner späteren Rückkehr nach St. Louis liegt eine Spanne von mehr als einem halben Jahr, über deren Erlebnisse ich bisher geschwiegen habe.

Diese Lücke möchte ich nun schließen.

Ich habe die Erzählung seinerzeit nicht in die Winnetou-Bände aufgenommen, weil Winnetou selbst während des größten Teils dieser Reise andere Wege ging. Dennoch war es eine für mein späteres Leben wichtige Zeit. Ich lernte Männer kennen, die mir bei späteren Abenteuern wiederbegegnen sollten: so treffliche Gefährten wie Tante Droll, die unzertrennlichen Trapper Dick Hammerdull und Pitt Holbers und den englischen Gentleman Sir Emery Bothwell – aber auch einen Mann, dessen Spur von Verbrechen und Leid gekennzeichnet war: den roten Olbers.

Meine Reise führte mich während vieler Monate durch weite Teile des Westens. Ich durchquerte dürre Ebenen und Gebirge, traf Freunde und Feinde und gelangte schließlich in eine Gegend, mit der sich eine der merkwürdigsten Geschichten meiner damaligen Wanderjahre verband.

Es war eine Landschaft gewaltiger roter Felsen, die man nicht anders nannte als das

TAL DER GÖTTER

2. Lehrjahre im Wilden Westen

Für die Leser, die den Band Winnetou I noch nicht kennen, will ich meine bisherige ‚Karriere‘ als Westmann kurz skizzieren, damit sie meinen Entschluss für diese Abenteuerreise nachvollziehen können.

Unerquickliche Verhältnisse in der Heimat und ein, ich möchte sagen, angeborener Tatendrang hatten mich aus Deutschland über den Ozean in die Vereinigten Staaten getrieben. Über einige Umwege hatte ich in St. Louis eine Anstellung als Hauslehrer gefunden. Dort lernte ich den ehrenwerten Büchsenmacher Mr. Henry kennen, der mich überredete, als Landvermesser in den Wilden Westen zu gehen. Er sorgte auch gleich für die notwendige Ausrüstung: einen Rotschimmel und eines seiner vorzüglichen Gewehre, den Bärenjäger. Als Beschützer unserer Gesellschaft wurden Westmänner verdingt, zu denen auch das Kleeblatt Sam Hawkens, Dick Stone und Will Parker gehörten. Speziell Sam Hawkens lag viel daran, mir in meiner Freizeit das Grundwissen eines Westmanns beizubringen. Nach mehreren Kämpfen gegen Indianer vom Stamm der Mescalero-Apatschen und einem Zweikampf auf Leben und Tod gegen den Häuptling der Apatschen Intschu-Tschuna konnten das Kleeblatt und ich jedoch Frieden schließen. Ja, sogar noch viel mehr: Ich lernte Winnetou, den unvergleichlichen Sohn des Häuptlings, kennen, und wir schlossen Blutsbrüderschaft. Es folgte eine der schönsten Zeiten in meinem Leben. Mit Winnetou streifte ich tagsüber durch die Savanne, um meine Ausbildung zum Westmann zu verfeinern. Abends lernte ich Indianersprachen von Intschu-Tschuna und Nscho-Tschi, der wunderschönen Schwester Winnetous. Der Häuptling und seine beiden Kinder hatten die englische Sprache und auch das edle Denken von Klekih-Petra gelernt, einem deutschen Auswanderer, der bei den oben erwähnten Kämpfen ums Leben kam.

Die Häuptlingsfamilie war davon überzeugt, dass ihr Stamm langfristig nur überleben konnte, wenn er mit den Weißen kooperierte. Auch aus diesen Überlegungen heraus wurde beschlossen, Nscho-Tschi einige Zeit in St. Louis verbringen zu lassen, um die Sitten und Gebräuche der Bleichgesichter kennenzulernen. Im Herbst starteten wir die Reise in nordwestlicher Richtung. Wir, das waren Intschu-Tschuna, Winnetou, Nscho-Tschi, das

Kleeblatt und ich nebst einigen Mescalero-Apatschen. Winnetou schenkte mir vor dieser Reise ein vorzügliches Pferd namens Hatatitla, ein Bruder von Winnetous Rappen Iltschi. Unterwegs am Nugget-Tsil sollten die notwendigen Geldmittel in Form von Gold eingeholt werden. Die Häuptlingsfamilie wurde auf dem Rückweg von der Goldader von Tramps überfallen. Als ich zu Hilfe eilte, waren Intschu-Tschuna und Nscho-Tschi bereits erschossen worden. Winnetou und ich konnten zwar drei der Verbrecher stellen, der Anführer Santer konnte aber zum feindlichen Stamm der Kiowas entkommen. Da Winnetou sich um die Begräbnisfeierlichkeiten seines Vaters und seiner Schwester kümmern musste, versuchte ich gemeinsam mit dem Kleeblatt, Santer gefangen zu nehmen. Durch unglückliche Umstände konnte Santer abermals entkommen. Sam Hawkens wurde durch eine Unvorsichtigkeit von den Kiowas gefangen genommen.

Also mussten Winnetou und ich uns trennen. Winnetou verfolgte den Mörder Santer und ich musste mit Dick Stone und Will Parker noch einmal zurück, um Sam Hawkens aus den Händen der Kiowas zu befreien, was uns auch gelang.

Winnetou war nicht so glücklich, wie ich nach unserer Rückkehr in St. Louis von Mr. Henry erfuhr. Santer's Spur führte über St. Louis hinaus in den Süden der Staaten. Winnetou hatte Mr. Henry besucht und ihm aufgetragen, mir von einer Hilfe bei der Verfolgung wegen der zurzeit ungewissen Verhältnisse in den Südstaaten abzuraten.

Was sollte ich tun?

Sam Hawkens hatte mir das Grundwissen über das Leben im Wilden Westen vermittelt, Winnetou aber hatte mich in die hohe Schule genommen. Ich war längst kein Greenhorn mehr. Man kannte sogar schon meinen Kriegsnamen. Seit jenem Tage, an dem ich einen gewaltigen Gegner mit einem einzigen Faustschlag niedergestreckt hatte, hieß ich Old Shatterhand. Doch zwischen einem brauchbaren Westmann und einem wirklichen Meister lag noch ein weiter Weg.

In Deutschland geht ein Handwerksgeselle nach Abschluss seiner Lehrzeit auf Wanderschaft, um fremde Orte kennenzulernen, bei anderen Meistern zu arbeiten und seine Fähigkeiten zu vervollkommen. Warum sollte es mir anders ergehen?

Ich hatte den Atem der Savanne getrunken, doch nicht lange genug, um ihrer Lockungen überdrüssig geworden zu sein. Außerdem war ich jung, und es reizte mich, die Kenntnisse, die ich mir bisher im Wilden Westen angeeignet hatte, auf eigene Faust zu erweitern und zu verwerten. Und das im Besitz eines vortrefflichen Gewehrs und eines Pferdes, dem in den Staaten nur Winnetous Iltschi gleichkam.

Der Gedanke war mir kaum gekommen, so stand mein Entschluss fest. Mr. Henry wäre der Letzte gewesen, der mir von dieser Idee abgeraten hätte. Im Gegenteil, er griff den Plan mit wahrer Begeisterung auf und spann ihn immer weiter, entsprach er doch dem, was Henry von Anfang an als meine Berufung angesehen hatte. Vor meiner Abreise brachte ich noch schnell die bisher erlebten Abenteuer zu Papier und es gelang mir, den Reisebericht an eine in den Staaten weit verbreitete Zeitung zu verkaufen. Es war mein erstes größeres Honorar, das ich als Schriftsteller verdiente. Den größten Teil meines Verdienstes aus dem Artikel und aus meiner Arbeit als Landvermesser hinterlegte ich bei Mr. Henry, den Rest tauschte ich gegen Gold ein, das im Wilden Westen überall geschätzt wurde.

Das Kleeblatt fragte ich, ob es mich begleiten wolle. Sam Hawkens hielt mir zunächst eine seiner geharnischten Reden und erklärte, ich hätte wohl noch immer nicht genug Gefahren überstanden. Dick Stone und Will Parker lachten dazu. Schließlich erklärte sich das Kleeblatt bereit, mich zu begleiten, wenn ich mich bis zum Eintritt der wärmeren Jahreszeit gedulden wolle, denn sie gedachten, sich erst einmal gründlich zu erholen.

So lange wollte ich aber nicht warten, und so nahm ich nach acht Tagen den herzlichsten Abschied von den mir liebgewordenen Gefährten. Es sollten Jahre vergehen, bis ich in einer ganz anderen Gegend wieder mit ihnen zusammentraf.

Der Winter sandte bereits seine Vorboten ins Land und so beschloss ich, mich gen Süden zu wenden, um bei verschiedenen Indianerstämmen, die den Apatschen freundlich gesinnt waren, meinen Sprachschatz zu erweitern. — — —

3. In der Todeswüste

Albert D. Richardson durchquerte 1859 eine Region von Ost nach West, die sich im südöstlichen Teil New Mexicos und im nordwestlichen Teil von Texas befindet. Sie ist in dieser Gegend der südlichste Ausläufer der Great Plains, der großen Präriegebiete. Im Spanischen wird diese Region als ‚Llano Estacado‘ bezeichnet, der englische Name ist ‚Staked Plains‘. In seinem Bericht ‚Beyond the Mississippi‘ leitet Richardson den Namen daher ab, weil ‚die alten Mexikaner eine Route durch diese riesige Wüste mit Pfählen markierten‘. Man kann davon ausgehen, dass die Markierungen angebracht wurden, weil diese Gegend – halb Steppe, halb Wüste – mit ihrer Lebensfeindlichkeit und Eintönigkeit nur mit der asiatischen Gobi oder der unendlichen afrikanischen Sahara verglichen werden kann. Ohne diese Anhaltspunkte wäre der Wanderer verloren.

Wo immer der intelligente Mensch seine Fähigkeiten einsetzt, um die unwirtlichste Gegend zu besiegen, da tauchen bössartige Menschen auf, die das Gute in das Schlechte verwandeln. So auch in dem Llano Estacado.

Von der Zivilisation ausgestoßenes Gesindel hat sich am Rande des Llano zusammengefunden, um einen teuflischen Plan auszuführen. Sie stecken die Wegweiser so um, dass der langsam dahinschleichende Ochsenkarrenzug oder der schnellere Trapper und Squatter in ein vertrocknetes Kaktusfeld geleitet wird, aus dem er nicht mehr herausfindet. Ist dann der Wanderer halb verschmachtet, so fallen sie über ihn her, töten ihn und rauben ihn aus. — — —

Die Mescalero-Apatschen sind südwestlich des Llano Estacado angesiedelt. Ich musste mich, von St. Louis kommend, also entscheiden, ob ich die Todessteppe durchqueren oder umreiten wollte. Da ich nur einen einfachen Wasserschlauch bei mir hatte, entschied ich mich für eine nördliche Umgehung immer am Canadian River entlang und danach den Rio Pecos in südlicher Richtung. Jedoch war auch hier äußerste Vorsicht angebracht, denn hier musste ich mit dem Zusammentreffen von Komantschen-Stämmen rechnen, von denen einige die Todfeinde der Mescalero-Apatschen waren. Eine südliche und anschließend

westliche Umgehung hätte mich über mehrere große Flüsse geführt und den Weg erheblich verlängert.

Die Tage wurden schon kälter, aber als ich den Canadian River erreichte und den Wasserschlauch mit dem köstlichen Nass füllte, meinte das Wetter es gut mit mir. Die Sonne schien und hatte noch genug Kraft, die saftigen Wiesen und die bis zum Flussufer sich hinziehenden Laubwälder zu erwärmen. Ich hatte das Gebiet der Naiini-Komantschen bereits durchquert und näherte mich dem nächsten Stamm. Auf den freien Flächen konnte ich gefahrlos einhertraben. Doch sobald ich mich einem Wald näherte, nahm ich mein Fernrohr zur Hand, um das Gelände sorgfältig zu überprüfen. Ich wollte eine Begegnung mit den hier ansässigen Racurroh-Komantschen vermeiden. Meine Sorgfalt wurde belohnt. Am Rande eines kleinen Wäldchens entdeckte ich eine Horde Indianer. Bei längerem Betrachten zählte ich elf halbwüchsige Racurroh-Komantschen. Solch eine Gruppe ist nicht zu unterschätzen, ja häufig gefährlicher als eine Truppe aus erfahrenen Kriegern. Sie haben zwar noch nicht die Waffengefährlichkeit eines ausgewachsenen Indianers, aber sie wollen sich durch eine Heldentat hervortun, um einen Kriegernamen zu bekommen. Dazu sind sie zu allem bereit und setzen ihr eigenes Leben bis zur Tollkühnheit aufs Spiel. Ich hatte also alle Aufmerksamkeit auf sie zu legen.

Um eine Begegnung zu vermeiden, beschloss ich, zum nahen Canadian River zu reiten, ihn zu durchqueren und dann in einem Bogen das Racurroh-Lager zu umreiten und wieder den Fluss zu überqueren. Doch es sollte anders kommen. Am diesseitigen Ufer des Canadian schaute ich mich noch einmal sehr sorgfältig um. Das ist ein Verhalten, das jeder Westmann zeigt, denn im Wasser ist man weniger verteidigungsfähig als an Land. Die Beweglichkeit ist deutlich eingeschränkt und so kann man feindlichen Kugeln kaum entkommen. Durch Wegtauchen kann man sich vielleicht noch retten, aber das Pferd kann leicht weggeschossen werden und ohne Pferd ist man im Wilden Westen verloren.

Ich schaute mich also gründlich um und gewahrte einen ähnlichen Trupp junger Komantschen aus der entgegengesetzten Richtung, also vermutlich Naiini-Komantschen, deren Dorf ich schon passiert hatte. Sie waren schon zu nah, als dass ich die Überquerung des Flusses wagen konnte. Also blieb mir nichts anderes

übrig, als südlich Richtung Llano Estacado zu reiten. Leider waren beide Komantschen-Trupps schon so nahe, dass ich entdeckt wurde. Hatatitla war zwar schnell genug, um nicht zwischen die beiden feindlichen Gruppen zu kommen, aber ich musste weit in den Llano, um die Komantschen von meiner Verfolgung abzubringen.

Kurz nach dem Betreten der Wüste entdeckte ich schon die wegweisenden Pfähle, denen ich bei dem Hetzritt und auch noch danach folgte. Am Ende des ersten Tages bemerkte ich, dass ich mich etwas weiter südlich befand, als ich es erwartet hatte. Da am östlichen Rand der Wüste mehrere große Flüsse entspringen, hoffte ich, hier in eine etwas feuchtere Gegend zu kommen. Und so schlief ich beruhigt ein. Die Nächte in einer Wüste sind bekanntlich kühl und ich wachte am frühen Morgen erfrischt auf. Leider war der Wasserschlauch fast leer und ich teilte den Rest mit meinem Hengst. Die Hoffnung auf eine feuchte Gegend erfüllte sich nicht und bereits am frühen Vormittag brannte die Sonne gnadenlos auf uns nieder. Ich ritt nun wieder westwärts, immer bemüht, wieder etwas nördlicher zu kommen. Längst gab es keine Pfähle mehr und mir war klar, dass ich Pfählen gefolgt war, die verbrecherisch umgesteckt worden waren. Die Idee, wieder nach Norden zu gelangen, konnte ich nicht realisieren, denn dort befand sich ein riesiges Kakteenfeld. Es gab zwar einige Unterbrechungen, denen ich auch hoffnungsvoll folgte, aber es waren alles nur Einbuchtungen. Der nächste Tag verlief ähnlich, nur dass Hatatitla und ich am Abend völlig erschöpft einschliefen. Am nächsten Morgen hatte ich Mühe, aufzustehen und das Pferd zu besteigen. Hatatitla schleppte sich und mich durch den kräfteaubenden feinen Sand und die Sonne hatte kein Erbarmen. Nicht eine einzige Wolke am Himmel, die, wenn auch nur für ein paar Minuten, etwas Schatten gesendet hätte. Die Zunge hing dem Hengst trocken zwischen den auseinanderklaffenden Zähnen hervor, die Augen schienen blutunterlaufen, und nur mechanisch schleppte der Rappe uns Schritt um Schritt in dem tiefen Sand weiter. Am Himmel entdeckte ich drei Geier, die nur darauf warteten, ihr grausiges Mahl zu halten. Sie senkten sich immer weiter nieder, je langsamer und strauchelnder die Bewegungen meines erschöpften Pferdes wurden.

Hatatitla stand endlich still und war nicht weiter fortzubringen. Er zitterte an allen Gliedern und drohte bei der ersten erzwungenen Anstrengung umzusinken.

„Also bis hierher und – jedenfalls – nicht weiter!“, murmelte ich in deutscher Sprache, an diesem Ort gewiss eine Seltenheit. „Gibt es denn keine Rettung für mich und dich, mein braves Tier?“

Ich stieg vom Pferd und suchte den Horizont vergebens nach einer rettenden Erscheinung ab. Da machte mich das Verhalten des Pferdes aufmerksam. Das Zittern war ein eigentümliches; es schien halb von Ermüdung, halb von Angst hervorgebracht zu sein. Die schlaffen Nüstern hatten sich erweitert und gespannt, und jetzt erhob sich auch der bisher gesenkte Kopf und Hatatitla scharfte mit den Vorderhufen im Sand. Ich hatte davon gehört, dass reinrassige Kamele in der Sahara feuchte Stellen aufzufinden in der Lage waren, die sogenannten versteckten Brunnen. Sollte Hatatitla auch diese Gabe besitzen?

Mein Lebensmut war wieder erwacht. Schnell grub ich mit den Händen nach. Als der Sand feucht wurde, war meine Müdigkeit wie weggeblasen. Ich grub weiter, bis die ersten Tropfen lebensspendenden Wassers hervorquollen. Ich grub noch etwas tiefer, und dann konnte ich mit meinem Hut etwas Wasser schöpfen. Die ersten Schlucke bekam Hatatitla und danach konnte auch ich mich erquicken. Doch dann war ich mit meiner Kraft am Ende. Ich schlief ein.

Über Nacht hatte sich der versteckte Brunnen gut gefüllt. Ich konnte meinen Durst stillen und das Pferd sich satt saufen. Es blieb sogar noch genug Wasser übrig, um den Wasserschlauch fast ganz zu füllen. Die Geier hatten sich verzogen. Ich entdeckte sie ein ganzes Stück ostwärts von uns. Sie kreisten dort. Kreisten? Das konnte nur bedeuten, dass dort eine weitere Mahlzeit für diese Totengräber der Wüste zu erwarten war. Davon musste ich mich überzeugen, sattelte Hatatitla und ritt dem Ort entgegen. Von Zeit zu Zeit das Fernrohr erhebend, gewahrte ich endlich, dass ein Mann an der Erde lag, um den in einiger Entfernung mehrere Kojoten (Präriewölfe) und die Geier saßen, die sich mittlerweile dort niedergelassen hatten. Er konnte noch nicht tot sein, sonst hätten sich die Tiere längst auf ihn gestürzt. Hier war Hilfe sofort nötig.

Die Kojoten und Geier hatten sich bei meinem Anblick nur langsam und zögernd von ihrer erwarteten Beute entfernt. Ich

nahm den Bärenlöter zur Hand und zielte auf die Kojoten. Zwei Schüsse und zwei Tiere fielen durch den Kopf getroffen zu Boden. Die anderen Kojoten liefen davon und auch die Geier nahmen Reißaus.

Ich sprang vom Pferd, riss den Trinkbecher vom Gurt, ließ ihn volllaufen und schritt damit zu dem am Boden liegenden Menschen, den der Knall der beiden Schüsse aus seiner tödlichen Betäubung geweckt hatte.

„Wasser!“, stöhnte er.

Der Trank brachte seinem halb verschmachteten Körper augenblickliche Labung. Er richtete sich empor und sah mir mit verwunderten Augen in das Gesicht.

„Uff, Sir, tat das meiner armen Zunge wohl! Gebt mir noch solch einen Tropfen!“

Ich eilte ohne Antwort zum Pferd zurück und brachte ihm den aus dem Wasserschlauch gefüllten Becher.

„Thank you, Sir! Ich dachte, schon an der Himmelspforte zu sein, aber der vermaledeite Sand hier rund umher und die Bestien dort sind deutliche Zeichen, dass ich noch ein wenig im bisherigen Jammertale herumkrabbeln muss. Beinahe glaube ich, das liebe Viehzeug hätte mich aufgefressen, wenn ihr ihnen nicht den Appetit verdorben hättet!“

„Mich hätte fast das gleiche Schicksal ereilt. Aber der Instinkt meines Pferdes führte mich zu einem versteckten Brunnen.“

„Well! Hier im Llano Wasser zu finden, ist kaum zu glauben. So hat euer Pferd mir und euch geholfen, am Leben zu bleiben. Aber wie aus dieser Wüste herausfinden? Euer Wasserschlauch ist schon wieder halb leer und das Wasser wird für zwei Personen und ein Pferd nicht lange reichen. Aber sagt, wie kommt ihr an diesen Ort, ohne Gesellschaft?“

„Ich komme von St. Louis, bin den Komantschen entkommen und will hinunter zu den Apatschenstämmen, um mich dort in den verschiedenen Indianerdialekten zu üben. Man nennt mich hier Old Shatterhand und ich stamme aus Sachsen in Deutschland.“

„By god, Sir, dann sage ich euch hundertfachen Dank für euren Rettungstrunk! Ihr seid der berühmte Mann, der den schönen Reisebericht gemacht hat, der weit über die Staaten hinaus gedruckt und gelesen wurde?“

Erstaunt stellte ich fest, wie schnell sich mein Artikel verbreitet hatte und nickte lächelnd.

„Richtig geraten! Ich bin der Mann, der Reiseerzählungen schreibt und deshalb in die Prärie geht, um sich von den Kojoten beinahe auffressen zu lassen.“

„Oder von den Komantschen aufspießen und am Pfahle martern zu lassen. Auch ich bin vor Kurzem ein wenig mit ihnen zusammengekommen, Sir, und wurde von ihnen verfolgt bis in dieses verdammte Sandmeer, wo sie wieder umkehrten. Vielleicht war es dieselbe Truppe, die auch euch zwischen die Pfeile nahm.“

„Möglich! Aber nun will ich dieselbe Frage aussprechen, die ihr mir vorhin vorlegtet.“

„Wie ich heiße? Jim Springfield, so ist mein Name, seit ich lebe, und so wird er auch bleiben, bis ich meinen Skalp verliere oder von irgendeinem Grizzly mit Haut und Haar verschlungen werde. Ich bin weder Präsident noch Gouverneur, deshalb sagt einfach Jim zu mir. Habt ihr vielleicht von Bill Springfield gehört, dem Lawyer?“

„Meint ihr den berühmten Advokaten Bill Springfield in Phoenix, Arizona?“

„Denselben. Er ist mein Bruder und zu ihm wollte ich. Ich hätte ihm eine verteuft hübsche Ladung von Goldstaub und Nuggets mitgebracht, die ich droben am Punta de Agua Creek geholt hatte, aber die Pfahlmänner haben sie mir abgenommen.“

„Die Pfahlmänner?“

„Ja, die Pfahlmänner. Oder wisst ihr noch nicht, welchen Schuften man diesen Namen gibt? Es gibt allerlei Gesindel, das aus gewissen Gründen die Staaten verlassen musste und hier sicher vor den Armen des Gesetzes zu sein scheint. Es zieht in verschiedenen Trupps umher, plündert, mordet, treibt allen möglichen Unfug und hat es ganz besonders auf die Reisenden und Karawanen abgesehen, die gezwungen sind, die Todessteppe zu durchschneiden. Um diese irrezuführen, ziehen sie die Pfähle heraus und entfernen sie oder stecken sie in falscher Richtung ein. Ist dann der Wanderer halb verschmachtet, so fallen sie über ihn her und – nun ja, jetzt wisst ihr, warum man sie die Pfahlmänner nennt. Als wir die Spanish-Peaks und den Canadian verließen, waren wir über zwanzig wohlbewehrte Westleute. Sie alle fielen unter den Tomahawks und Pfeilen der Komantschen, bis auf mich

und noch einen Gefährten. Wir konnten uns nur durch den Llano Estacado retten und hatten bereits ein größeres Stück zurückgelegt, als die Pfähle aufhörten. Dies mahnte uns zur Vorsicht. Aber trotz aller List und Achtsamkeit wurden wir überrumpelt. Es war mitten in der Nacht. Ich entkam im Dunkeln aus der Handgemenge, aber so, wie ihr mich hier seht, ohne Pferd und Waffen. Drei Tage ist es her, dann aber brach ich zusammen und weiß nicht, wie lange ich gelegen habe. Als ich erwachte, wart ihr bei mir. Habt Dank, Sir! Der alte Jim Springfield wird schon wieder zu einem Schießzeug und einem Pferd kommen.“

Er hielt inne. Der Nomade des Westens ist meist ein schweigsamer Gesell, und Jim Springfield hatte trotz seiner Erschöpfung die längste Rede seines Lebens gehalten. Sein Äußeres verriet wenig von einem Gentleman. Die Strapazen hatten seinen Körper und noch mehr seine Kleidung arg mitgenommen. Sein Gesicht trug jenen eigentümlichen Ausdruck, in dem sich die List und Verschlagenheit des Trappers mit Ehrlichkeit und Treue verbanden.

„Was die Schießmöglichkeit betrifft, so kann schon jetzt geholfen werden“, meinte ich. „Ich habe außer meinem Doppelläufer zwei vorzügliche Revolver, von denen ihr einen haben könnt, Jim.“

„Danke. Damit fühlt man sich doch bedeutend wohler. Wir wollen machen, dass wir aus dieser verheulerten Wüste heraus und in ein Land kommen, wo es ein wenig Gras und einige Bäume gibt!“

„Wollt ihr nicht zuvor ein Stück Fleisch nehmen? Ich bin damit zur Genüge versehen.“

„Gebt her! Doch das lässt sich im Gehen tun.“

„Im Gehen? Nein, ihr sollt auf das Pferd. Ich habe nicht so viel gelitten wie ihr und bin also besser auf den Füßen.“

„Meint ihr etwa, Jim Springfield, der alte Trapper und Goldsucher, setzt sich wie St. Maria auf den Esel und lässt euch als Joseph daneben her humpeln bis in den Distrikt Mesopotamien hinein? Da irrt ihr euch gewaltig. Ich habe meine Portion Wasser bekommen und werde laufen wie ein Cheyennehäuptling. Das Tier ist euer, darum müsst ihr es reiten!“

„Well, so wechseln wir ab. Aber die Richtung, Jim, über die müssen wir uns doch vorher einigen!“

„Nord und Süd kenne ich genau und ihr jedenfalls auch, aber das ist nicht genug. Die Hauptsache ist, zu wissen, nach welcher Gegend wir das grüne Land am schnellsten erreichen.“

„So sagt eure Meinung. Ihr kennt ja den Estacado besser als ich.“

„Hm, wenn die Pfähle nicht fortgewesen wären, so könnte man sich leicht entscheiden. So aber muss man sich sehr besinnen, um nicht vielleicht gar noch tiefer in die Wüste zu geraten.“

„Ich schlage Westsüdwest vor. In dieser Richtung flohen die Kojoten, als ich meine Schüsse abfeuerte. Kein Raubtier kann lange ohne Wasser sein, und ich vermute, dass dort welches zu finden ist und infolgedessen auch Vegetation und Futter für das Pferd.“

„Ihr seid ein Schriftsteller, Sir, und solchen Gentlemen ist nicht viel Praktik zuzutrauen, weil sie gewöhnlich ganz woanders zu Hause sind als gewöhnliche Menschenkinder, die keine Bücher machen. Das hätte ich beinahe auch von euch gedacht. Jetzt aber muss ich Abbitte tun, denn ich sehe, dass ihr das Auge dort habt, wo es hingehört. Vorwärts also, nach Westsüdwest!“

„Nehmt vorher noch mein Bowiemesser, die Büchse und den Tomahawk behalte ich für mich. Auch muss ich laden. Man kann nicht wissen, was einem begegnet.“

„All right! Gebt her, ich werde euren Waffen keine Schande machen!“

Nach einem kurzen Aufenthalt, um die Waffen zu laden, verließen wir den Ort, der uns so verhängnisvoll hätte werden können. Hatatitla war vollständig munter und wohl auf und trug mich mit der früheren Leichtigkeit. Doch war zu vermuten, dass dies nur eine bald vorübergehende Folge sei. Der Hengst hatte seit längerer Zeit kein Gras gehabt, und die zurückgekehrten Kräfte konnten nur durch ein baldiges Futter erhalten werden.

Dennoch hielt Hatatitla brav aus bis gegen Abend, als alle Anzeichen verrieten, dass er wieder zu ermatten begann.

Springfield blieb stehen und streckte den Kopf vor. Ein eigentümlicher Geruch machte ihn aufmerksam. Auch ich sog die Luft ein.

„Kaktus“, meinte ich. „Frischer Kaktus, wir müssen ihm ausweichen.“

„Ausweichen? Das fällt Jim Springfield gar nicht ein. Grad hin zu ihm müssen wir, das ist so sicher wie meine Mütze.“

„Hast recht, Jim“, fiel ich ein, um die Blöße zu vermeiden, die ich mir beinahe gegeben hätte. „Vielleicht ist es die richtige Art. Wenn die Schale mit den Stacheln herunter ist, wird er vielleicht vom Pferd gefressen.“

In kurzer Zeit war die Kaktusoase erreicht. Die Pflanzen hatten meist Kugelform. Nach dem Schälen blieb das innere Fleisch zurück, das Hatatitla zwar zu anderer Zeit verschmählt hätte, jetzt aber mit Begierde fraß. Als er seinen Hunger gestillt hatte, wurde der Ritt wieder aufgenommen und bis in die späte Nacht hinein fortgesetzt. Jetzt waren Menschen und Tier so ermüdet, dass man Rast halten musste.

Am nächsten Tag hatten wir eine traurige Pflicht zu erfüllen. Als wir kurz nach Tagesanbruch unseren Weg fortsetzten, stießen wir auf die Leiche von Jims Gefährten. Er war nicht so billig wie Jim davongekommen, wie ein Einstich in seiner Brust bewies. Er war auch des Goldes beraubt worden. Beide Pferde fehlten. So blieb uns nichts anderes übrig, als die Leiche einzugraben und ein Vaterunser für den Toten zu sprechen.

Gegen Mittag zeigten sich zu unserer unermesslichen Freude zwischen dem Sand einzelne vertrocknete Exemplare des kurzen, lockigen Büffelgrases. Je weiter wir kamen, desto geschlossener wurde die Vegetation, und endlich trat die Wüste ganz zurück, um der grünenden Prärie Platz zu machen. — — —

4. Die Pfahlmänner

Jetzt waren wir gerettet. Hatatitla schwelgte förmlich in dem saftigen Futter, und wir streckten uns in das frische, kühle Grün und dehnten und streckten uns mit einer wahren Wollust. Dann wurde beschlossen, noch vor Nacht womöglich einen blaugrauen Streifen zu erreichen, der sich am nördlichen Horizont sichtbar machte. Es musste Buschwerk oder gar eine vortretende Waldpartie sein, was trotz der nahen Wüste möglich war, falls dort ein Wasserlauf vorhanden war.

Die Sonne stand schon ziemlich tief, als wir das Ziel erreichten. Es war ein allerdings sehr lichtes Wildkirschengebüsch, von vielen Rasenplätzen unterbrochen, sich weiterhin aber immer mehr verdichtend, bis sich in der Ferne einzelne Baumkronen über ihm zeigten.

„Farewell, Hunger, Durst, Hitze und Elend!“, meinte Springfield. „Da eben beginnt der Wald und - seht ihr die Linien über ihm, Sir? Das sind Berge, das ist – by God, jetzt weiß ich, wo wir sind. Ich kenne diese Hügel, ich bin zwischen ihnen herumgeritten, und da drüben fließt der Rio Felix in den Red River, das ist so sicher wie meine Mütze!“

„So reiten wir noch bis zum Wald. Wir haben noch Licht genug, um ihn zu erreichen und eine gute Stelle zum Lagern auszuwählen.“

Dieser Vorschlag wurde befolgt. Immer die gerade Linie einhaltend, drangen wir durch das Buschwerk vor. Springfield saß zu Pferde. Ich schritt voran, das Auge zwischen der Ferne und dem Boden geteilt. Wir befanden uns jetzt auf wegsamem Gebiet und mussten also wieder auf feindliche Begegnungen gefasst sein. Da plötzlich entdeckte ich eine Spur und bückte mich zur Erde, um das Gras einer sorgfältigen Untersuchung zu unterwerfen. Auch Springfield stieg ab und betrachtete aufmerksam die geknickten und niedergebogenen Halme.

„Eine Fährte! Eins, zwei – fünf – acht, neun Reiter mit eins, zwei – sechs, sieben Lasttieren. Stimmt es, Sir?“

„Ja. Neun einzelne Spuren und sieben Eindrücke von Tieren, die zusammengekoppelt sind. Es sind keine Indianer, sondern

Weiß, denn sie ritten nicht einzeln hintereinander, sondern sorglos durcheinander. Folgen wir ihnen oder nicht?“

„Warum nicht? Wir müssen ihnen nach, zu unserer eigenen Sicherheit.“

„Dann aber langsam, sie sind vor kaum einer Viertelstunde hier vorbei. Wäre's länger, so hätten sich die Halme wieder emporgerichtet.“

Hatatitla jetzt am Zügel führend und die Spur scharf im Auge behaltend, bogen wir rechts ein und beobachteten dabei, stets Deckung suchend, das vor uns liegende Terrain. Die Truppe konnte ja bereits Halt gemacht haben und uns früher bemerken, als es für uns gut war.

Da führte die Fährte über einen Platz, der aufgrund seiner sandigen Beschaffenheit die Hufeindrücke in größter Deutlichkeit zeigte. Die Männer mussten sich vollständig sicher gefühlt haben, sonst hätten sie solche Zeichen ihrer Anwesenheit ganz gewiss vermieden.

„God bless my soul, Gott schütze meine Seele“, klang der halblaute Ausruf Springfields, „das sind die Pfahlmänner, die meine Nuggets geholt haben. Vierzehn waren es, fünf haben wir kalt gemacht, bleiben neun Reiter. Dazu fünf ledige Tiere und meine Fuchsstute und das Pferd meines Gefährten. Das stimmt wie meine Mütze!“

„Woher wollt ihr so genau wissen, dass sie es sind, Jim?“

„Woher? Na, seht ihr denn nicht diese Hufspur hier im Sand, die – ach so, ihr könnt das ja gar nicht wissen! Schaut diesen rechten Hinterfuß. Ist er an der linken Seite nicht etwas kürzer als an der anderen?“

„Allerdings.“

„Dieser Eindruck stammt von meiner alten Fuchsstute. Wenn es nicht so ist, so will ich durch und durch gespießt sein! Sie hat sich einmal einen Dorn in den Huf getreten, der ausgeschwärt ist. Der Fuß ist vollständig heil geworden, doch hat sich die eine Seite des Hufes hinten etwas nach aufwärts gekrümmt, so dass der Sand nie eine vollständige Spur empfängt, selbst jetzt nicht, wo das arme Tier über die Gebühr beladen ist, wie ihr an der Tiefe und vorderen Schärfe der Eindrücke seht. Ich muss den Fuchs wiederhaben, und koste es mich das Leben! Seid ihr dabei, Sir?“ (...)